



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Günther, L.: Das "Rotwelch" des deutschen Gauners : eine  
linguistisch-psychologische Skizze : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Dankes, daß wir einen solchen Mann gehabt haben und den unsern nennen durften. Der Preis, das Vaterland, die Wissenschaft, die ihn bis heute hatten, mögen statt zu klagen sich glücklich preisen und dem Geber alles Guten und dem Vater aller Geister in Demut danken. Und dies dürfen wir auch der tieftrauernden Familie zuzufen. Wir beugen uns vor dem heiligen Schmerz um einen solchen Gatten und Vater und erkennen willig die Majestät so herben Leides an. Aber auch hier darf es gelten: das Bewußtsein, einen solchen Mann durch Jahrzehnte in täglichem, stündlichem Umgang mit Leib und Seele zu eigen gehabt zu haben, ist so sehr geheiligten, demütigen Dankes wert, daß sich auch ihm gegenüber der Schmerz, der jetzt seine Rechte fordert, mit der Zeit in wehmütigen, aber doch stolz gehobnen Dank auflösen muß. Nicht wie lange man hatte, sondern was man hatte, wiegt in Wahrheit.

Wenn aber wir, die Freunde und Schüler, und vielleicht mancher, der heute nicht hier sein kann, über Jahr und Tag wieder einmal hierher pilgern werden an dieses lauschige Plätzchen, das ganz so ist, wie ich mir denke, daß Friedrich Nagel es sich zum Kasten fürs Leben und vielleicht auch für die ewige Raft gewünscht haben mag, gegrüßt dort in der Ferne von seinen über alles geliebten Bergen und fast noch erreicht von dem Murmeln seines teuern Sees; und wenn wir dann daran denken werden, daß unter den Blumen dieses Rasens Friedrich Nagel ruht, der die Sprache der Blumen verstand, dem die Firnen erzählten, und der das Rauschen der Wellen deuten konnte: so wird es vielleicht auch uns sein, als lebte er uns wieder auf, und als umschwebte uns sein Geist. Ja es wird uns nicht bloß so sein. Was bei vielen andern bloße Rede, bloße Mystik oder Romantik wäre, bei ihm wird es Tat und Wahrheit sein. Er lebte sub specie aeternitatis, ihm war die Zeit schon Ewigkeit. Und weil er hier schon in der Ewigkeit lebte, so war sein Tod kein Sterben, es war ein Hinübergleiten in das höhere Leben voll Geist und Wahrheit, voll Leben und Schauen, das er hier schon gesucht und geglaubt hatte. Ihm war das Wort: „In ihm leben, weben und sind wir“ eine Wahrheit, darum erlebt er nun auch das andre: „Ich bin die Auferstehung und das Leben,“ „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“ Amen.



## Das „Rotwelsch“ des deutschen Gauners

Eine linguistisch-psychologische Skizze von E. Günther in Gießen

(Schluß)



uch hierbei ist man nicht stehn geblieben. Während einerseits zuweilen Tiere und Personen ihrer Bezeichnung nach leblosen Sachen gleichgestellt erscheinen (wie z. B. bei Wollsaß für Schaf, Willenbündel für Kapuziner, Wunnenberg, hübsche Jungfrau, Lappen, Leineweber, Bindfaden, Gerichtsdienner, Laterne oder Lampe, Polizei, Bligableiter, Gendarm, usw.), hat man andererseits unbelebte Gegenstände, namentlich Werkzeuge, personifiziert, gleichsam als ob sie selbst, und nicht der sie handhabende Mensch, eine Tätigkeit ausübten. Wie wir in unsrer

Gemeinsprache gewisse Geräte auf diese Weise bezeichnen, also zum Beispiel von einem „Bohrer“, „Nußknacker“, „Dperngucker“ oder „Feldstecher“, ja sogar von einem „stummen Diener“ sprechen oder eine bestimmte Waffe einen „Totschläger“ nennen, so auch die Gauner. Bei ihnen bedeutet zum Beispiel Nußknacker eine Ölmühle, Totmacher das Beil, Koller (zuweilen) den Schubkarren, Feldschaberer den Pflug, Landläufer den Wagen. Disputierer ist ein gaunerischer Kunstausdruck für die lange Stange zum Stehlen durch Fenster und Gitter oder zur Vermittlung unerlaubten Verkehrs in den Gefängnissen, Fadschacherer oder Fadschocher (wohl von jüd. jad, Hand und „schachern“, handeln, stehlen) oder Schwarzmoser, d. h. eigentl. der schwarze Verräter (jüd. mosser) sind solche für das Brecheisen zum Öffnen von Verschlüssen. Ja, um jeden Zweifel an der Gleichstellung gewisser Dinge mit den Menschen auszuschließen, hat man gern zu Verbindungen mit dem Worte „Mann“ gegriffen, die sich im Rotwelsch übrigen auch sonst noch (zur Bezeichnung von lebenden Wesen, Tieren wie Menschen) nicht weniger Beliebtheit erfreuen als im Deutschen überhaupt. So sind nach dem Vorgange von Zwickmann, der Henker (wohl nach dem Zwicken mit glühenden Zangen; vgl. auch Zwickert], Hammer und Scharfrichter, „Meister Hämmerlein“), Baumelmann oder Bammelmann, der Gehängte, Plattmann, der Landmann (wohl vom „platten Lande“), Trappelmann, das Pferd, Bartmann, der Bock (vgl. auch in span. germania: barbado) u. a. m. zahlreiche Personifikationen von Sachen, ja sogar von abstrakten Begriffen geschaffen worden. Schon der Liber Vagatorum verzeichnet deren zwei: das frivole „Buzeilman“ (d. h. Buzemann, Pöffen- oder Spaßmacher) für „Zagel“ (penis) und das jüdisch-deutsche „Dolman“ für „Galg“, Galgen (später auch Thalman vom jüd. tolo, rottw. taljenen, talgen, dolmen usw., aufhängen, henken). In den spätern Sammlungen begegnen uns öfter namentlich: Obermann, der Hut, die Mütze, auch wohl der Boden, Speicher (dagegen: Übermann, Überzieher bei den Berktner Gaunern), Erdmann, der (irdne) Topf, Feldmann, der Pflug (Feldmandl, die Egge), Ellenmänner, die Schuhe, weiter auch Krachmann oder Krackelmann, die Nuß, Dickmann, das Ei, Grünmann oder Duftmann, der Frühling (vgl. im ital. gorgo: il verde, April, l'odoroso, der Mai, und im engl. Cant: lightman, Tag, darkman, Nacht u. a. m.), ja vereinzelt findet sich sogar der Begriff „das gerichtliche Verhör“ durch „Frechmann“ wiedergegeben, weil in ihm ein richtiger Gauner ja meist frech zu leugnen pflegt.

Nochmals um einen Grad menschlich näher gerückt sozusagen erscheinen uns endlich die Ausdrücke für unbeselte Wesen, die mit bestimmten Personennamen in Verbindung gebracht sind. Auch sie sind im Rotwelsch ziemlich häufig anzutreffen, wie es denn überhaupt Begriffsumschreibungen durch Eigennamen gern verwendet. Zwar ist diese interessante Erscheinung, die dem allgemeinen Triebe des Volksgeistes entspricht, sich möglichst an das Anschauliche zu halten, keineswegs bloß auf unsre Gaunersprache beschränkt geblieben, vielmehr sowohl im gewöhnlichen Deutsch als auch bei andern Nationen anzutreffen, sie hat aber bei unsern Gaunern ohne Zweifel eine ganz besonders starke Ausprägung erhalten, sodaß es sich schon verlohnt, etwas länger bei ihr zu verweilen. Auszuscheiden sind dabei übrigens von vornherein einzelne Fälle, wo es sich nicht um wirkliche, sondern nur um scheinbare, nach Art der „Volks-etymologie“ aus Fremdwörtern zurecht gemachte Namen handelt. Hierher gehören zum Beispiel Kaspar oder Kasper für Betrüger, Lügner (meist nur in Zusammensetzungen gebraucht), vom rotwelschen Zeitwort kasporn, das wohl auf das hebräische kázab, belügen, zurückgeht, Schaber=Barthel für Brecheisen (vom hebr. schábar, brechen und barsel, Eisen), „(alter) Fritze“ oder „roter Fritze“ für die Schminke (wohl von Fritze, italien. fritta, zu friggere, lat. frigore, rösten, dörren, in der Kunstsprache der Glasbläser: Vermischung der zum Glase nötigen Materialien und Färbestoffe) u. a. m.; namentlich ist aber noch des Wortes „Johann“ zu gedenken, das in den rotwelschen Wörter Sammlungen überaus häufig, und zwar in allen möglichen Variationen, von der vollen Form „Johannes“ über „Joachim“

hintweg zum niederdeutschen „Fochen“ als Bezeichnung für den Wein vorkommt, jedoch nur eine Umdeutschung aus dem hebräischen jəjin (in jüd. Aussprache jöjin) ist (vgl. auch „Fünkeljohann“, „Fünkeljochen“ u. a. m. für Brammtwein, von fünkeln, finkeln [zu Funke], fieden, fochen).

Wenden wir uns von diesen, den etymologisch nicht geschulten Betrachter nur zu leicht irreleitenden Wortspielen zu den wirklichen Eigennamen, so finden wir auch sie auf die mannigfachste Weise zur Bildung neuer Gaunerwörter verwertet. An die Spitze möchte ich die Verallgemeinerung einzelner Vornamen zur Kennzeichnung ganzer Personengruppen stellen, nach der Art etwa, wie unsre Offiziere von „feinen Emils“ sprechen, oder wie wir wohl allgemein „Jean“ für den Kellner, „Louis“ für den Zuhälter gebrauchen. Dieser letzte Name entstammt der Gaunersprache, die dafür zuweilen auch mit Alphons wechselt, während Laura für das Freudenmädchen (vgl. französl. Gaunerargot: laure, Bordell), Trine (in neuerer Zeit) schlechthin für Mädchen, Hanne(s), Hans oder Damian (mit Anklang an dämlich, in der Kundensprache) wohl für einen einfältigen Tölpel vorkommt; ja schon der Liber Vagatorum hat Christian für Jakobsbruder, d. h. den Pilger zu dem heiligen Jakob von Campostella verzeichnet. Beliebter sind aber auch auf diesem Gebiete die zusammengesetzten Formen. Wie wir in der gewöhnlichen Umgangssprache zuweilen gewisse Eigenschaften unsrer Mitmenschen oder auch einzelne Berufe durch Anhängung bestimmter Personennamen charakterisieren und danach zum Beispiel einen dummen Peter, Trödel- oder Nölpeter (vgl. auch „Struwelpeter“), eine einfältige Trine oder Susi, eine Heullise, einen Prahlhans, Faselhans oder Prozeßhansl, einen Zornnickel (südd. von Nikolaus) und Schmutzbarthel, dann auch einen Zigarrenfrißen, Rahnfriedel (nordd.) oder eine Harzenjule (berlin.) kennen, so weist auch das Rotwelsch ähnliches auf. Hier begegnen wir u. a. einem „Achelpeter“, d. h. dem alten, sozusagen arbeitsunfähig gewordenen Gauner, der nichts weiter mehr als „acheln“, essen, kann und daher auch wohl „Totteffer“ genannt wird, während der beginnende, noch ungeschickte Bagabund „Linkmichel“, der Verräter eines Genossen aber „Zehkemhans“ (neben: „Zehkemtage“) oder auch „Kapphans“ (wohl vom lat. capere, fangen) heißt. „Blechseppel“ (Diminutivform von Joseph) findet sich in einigen neuern Wörteransammlungen für dummer Gimpel. Die Berufsarten sind vertreten zum Beispiel mit Nospelpeter, der Besenbinder, Flurmichel, der Feldschütz, Postjokel, der Postknecht, Hans Hache, der Bauer, Stechhans, der Schneider, Rappenhans, der Kapuziner (entsprechend dem südd. Gugelfranz für Franziskaner), Grillenhans, der Gelehrte. Endlich seien noch einige in neuerer Zeit aufgekommene Zusammensetzungen mit Eigennamen für Polizisten, Gendarmen usw. erwähnt, wie der sonderbare „Klempners Karl“, der vielleicht als der Mann (Kerl, Karl) zu deuten ist, der die Gauner klemmt, d. h. fängt oder in das „Klemms“ (Gefängnis) abführt (vgl. Klemser = Schulze, Bogt) und übrigens Seitenstücke in „Schallers Karl“ für Lehrer, Kantor, sowie in dem „Charley“ des englischen Cant für Polizist hat, ferner der „Lattenseppel“, der wohl zuerst in Berlin aufgekommene „Blanke (auch weiße oder gelbe) August“ (für den Gendarm, je nachdem er weißes oder gelbes Riemenzeug trägt) und der „Schmiermichel“ (für Kriminalbeamter in Hamburg), der nach dem „Schmiere stehen“ für Wache halten gebildet zu sein scheint (vgl. noch im [ältern] engl. Cant: Robin-redbreast, Polizist, [im neuern Slang: Robert] und Johnny Derby, verunstaltet aus dem franz. gendarmes).

Gewisse Eigennamen, besonders die einst bei unsern Vorfahren so ziemlich am verbreitetsten gewesenen, Hans und Michel kommen dann auch zur Bezeichnung von Tieren oder (öfter) von leblosen Gegenständen vor, und zwar zuweilen für sich allein (wie z. B. Hansel für Kasten, Truhe, Michel für Säge, Messer, Degen, Richtschwert, Zackel, wohl Diminutivform von Jakob, für Dpferstock in der Verbindung „dem Zackel das Eingeweide ausnehmen“ für: die Dpferstöcke plündern, Kar[o]line, modern für Schnapsflasche), häufiger aber in bestimmten Zusammen-

setzungen. Schon der Liber Vagatorum kennt zum Beispiel die eigentümlichen, schwer zu deutenden Ausdrücke „Hans Walter“ (später verdorben auch in „Hauswalter“) für die Laus und „Hans von Keller“ für grobes Brot. Diesen reihen sich — als Verbindungen mit Hans am Ende — an: Grundhans, die Egge, Eggenzinke, Schneidhans, die Schere, Stanghans oder Stammhans, der Baum (dieses auch: Fuß), Sauerhans, die Zwiebel, Pommhans, der Apfel (halbfranz. wie „Pommerling“), Braunhans, der Kaffee, Blauhänse, Zwetschen, Langhänse (oder =hälse), Bohnen, Klaisähänse, Brüste (von Klais, Gleis, Glis, Milch, auch Silber, abzul. wohl von gleißen, glißern, glänzen) usw.; ferner als Verbindungen mit Hansel u. a.: Hochhansel, Kleiderschrank, Dhrhansel, Tiegel, Henkelkrug; mit Hanjo (als Transposition von Johann) das schon früher erwähnte Scherch=Hanjo, Tabaksbeutel. Der „deutsche Michel“ ist besonders vertreten in den Zusammensetzungen Langmichel oder Blankmichel, das Schwert, Nichtschwert, und Fezmichel, das Abdeckermesser (von fezen, hier nicht sowohl vom lat. *facere* abzuleiten als von dem ältern deutschen Zeitwort „fezen,“ ahd. *fezzan* abschneiden, trennen [vgl. „Fezerine,“ Schere, und unser „zerfezen“]). Nur vereinzelt findet sich auch Spannichel für das Auge (vom rotw. Zeitwort spannen, sehen). In dem vom Bayreuther Zuchthausprediger Kiedel 1750 veröffentlichten rotwelschen „Wörterbuch von St. Georgen am See“ heißt der Brammtwein „Soruf= Märten,“ gebildet wahrscheinlich aus Soruf, Schnaps (vom rotw. *farfeneu*, *serfen*, aus jüd. *soroph*, brennen und Märten, südd. Form für Martin). Wenn endlich in Berlin allgemein der grüne Wagen zum Transport der Gefangenen auch als „grüne Minna,“ „grüner Aujust“ oder — vielleicht mit Anlehnung an den Titel eines bekannten Romans von Gottfried Keller — „grüner Heinrich“ genannt wird, so dürfte auch diese Terminologie wohl zuerst in Gaunerkreisen angekommen sein (vgl. die „Black Maria“ im ältern engl. Slang für dasselbe Gefährt, das in London schwarz angemalt war).

Auch einzelne historische Namen, insbesondre solche aus dem Alten Testament, haben die Gauner für ihre Geheimsprache verwertet. So geht zum Beispiel der in Deutschland durch Chamisso's „Peter Schlemihl“ allgemein bekannt gewordne Name Schlemiel, der im Rotwelsch den Pechvogel bezeichnet, dem alles mißlingt, wahrscheinlich auf eine biblische Persönlichkeit zurück, nämlich den im vierten Buche Moses (1, 6) erwähnten Schelumiel oder Selumiel (wörtl. „Gottheil“), der nach der jüdischen Sage erstochen wurde (vgl. 4. Mos. 25, 6 bis 15). Ferner ist Nebmosche oder Nebbemausche, wie die Gauner das bei Einbruchsdiebstählen benutzte große Brecheisen („Krummkopf,“ Lude) nennen oder wenigstens früher nannten, wohl nichts andres als eine Verunstaltung von Rabbi Moses, dem großen Gesetzgeber des Volkes Israel, der, bei diesem der Typus der höchsten Erhabenheit und Gewalt, hier in frivoler Weise einem verbrecherischen Werkzeuge gleichgestellt ist. Als identisch damit kommt übrigens zuweilen auch Nebtauweie oder Rebbe Towie vor, d. h. Rabbi Tobias, wohl nach dem (im 2. Buche der Chron. 17, 8 erwähnten) Leviten Tobias.

Fast am sonderbarsten mutet endlich die Verallgemeinerung zu Gattungsbegriffen bei einzelnen neuern Familiennamen an, die entweder einst weithin bekannt gewesen sind oder aber an ein bestimmtes, für das Gaunertum wichtiges Ereignis anknüpfen. Für den letzten Fall bietet ein sehr lehrreiches Beispiel der merkwürdige Ausdruck „Fleischmann“ (zuweilen auch ins Jüdisch=Deutsche durch „Woser=Tsich,“ Wosert=Tsich, Woser=Tsich [!] usw. oder ins Italienisch=Deutsche durch „Kärnerfezer“ übertragen), der in mehreren rotwelschen Glossaren mit: „einer, der Diebe aufsucht oder verfolgt“ oder „Aufsanger, Hatzhies“ (also Gendarm, Polizist im weitern Sinne) wiedergegeben ist. Die Erklärung hierfür aber kann man aus dem niedelischen „Wörterbuch von St. Georgen am See“ (1750) entnehmen, wonach diese Begriffsverallgemeinerung herkommt von einem Leutnant namens Fleischmann, der — etwa zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — in der Umgegend von Frankfurt a. M.

und Darmstadt „die Räuber und Diebe verfolgt“ hatte und dann „zuletzt von ihnen überfallen und jämmerlich massacrirt worden“ war. Auf einen mit dem Gaunertum nicht direkt in Zusammenhang stehenden, sondern nur einst überhaupt berühmt gewordenen Familiennamen geht dagegen die Phrase „einen Unzelmann machen“ für „sich verstellen, einem etwas vorlügen“ zurück, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts von einzelnen Lexikographen des Rotwelsch erwähnt wird. Sie wird jedem unverständlich bleiben, der noch niemals etwas von der für ihre Zeit hervorragenden Schauspielersfamilie Unzelmann gehört hat.

Auch in der Behandlung der Familiennamen — wie der Eigennamen überhaupt — kann übrigens die Sprache noch weiter gehn, indem sie zur besondern Charakterisierung einzelner Tätigkeiten völlig selbständige Zeitwortformen nach bestimmten Persönlichkeiten bildet, und zwar auf die Weise, daß an einen Namen einfach eine verbale Endung angehängt wird. Diese Methode ist namentlich in dem Argot unsrer Nachbarn jenseits des Rheins recht beliebt, wo — um nur ein Beispiel statt aller zu erwähnen — das aus Haß gegen unsern Altreichskanzler Bismarck entsprungne „bismarquer“ familiär für „überlisten, über den Löffel barbieren, sich etwas um jeden Preis aneignen“ und „tüchtig antreiben“ im Gebrauch ist. In Deutschland kann man eine Sache „verbalhornen“, d. h. „verschlimmbessern“ (nach dem Buchdrucker Balhorn, 1530—1599) und in Berlin „aschingern“, d. h. schlemmen (nach Aschingers „Bierquelle“), ja ein Kritiker erfand einst das Schlagwort „zu Tode birchpfeiffern“ für das unmotivirte aus dem Leben Schaffen einer Person in einem Theaterstücke, wie es bei Charlotte Birch-Pfeiffer häufig vorkommt. Ein ähnliches Beispiel aus der Gaunersprache enthält das sogenannte Baseler Glossar von 1733, eine amtliche auf Befehl des Stadtrats angefertigte Arbeit über Rotwelsch. Es ist das Zeitwort „cartouchen“ für stillschweigen, leugnen, das ohne Zweifel zurückgeleitet werden darf auf den einst äußerst berühmten, seinerzeit (Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) sogar mehrfach literarisch behandelten französischen Gauner Louis Dominique Cartouche und das sich daraus erklärt, daß dieser Erzspitzbube sich sogar noch auf der Folter aufs hartnäckigste weigerte, über seine Untaten, die Namen seiner Mitschuldigen usw. nähere Angaben zu machen. Eine Art Seitenstück dazu ist auch das Verbum „käpernicken“ für laufen, das in der von Kluge kürzlich bekannt gemachten, dem Rotwelsch noch sehr nahe stehenden Sprachweise der sogenannten Lattcher (Eckensteher) der Stadt Halle vorkommt. Seinen Ursprung dürfte es nämlich einem Schnellläufer namens Käpernick verdanken, der zu Anfang der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts öfter namentlich die Strecke zwischen Berlin und Leipzig — über Halle — zurücklegte.

In ähnlicher Weise hat das Rotwelsch endlich noch geographische Bezeichnungen (Länder- und Städtenamen) zur Bildung neuer Wörter benutzt und danach zum Beispiel Zeitwörter wie „auspreuschen“ (von Preußen) oder „Märtine verkasseln“ (vom hebr. mädinā, Landschaft, Provinz und der Stadt Kassel) für: des Landes verweisen sowie „Wiener machen (müssen)“ für: ausgewiesen werden gebildet. Auch sonst noch spielt die Geographie erklärlicherweise in der Gaunersprache eine bedeutende Rolle, ich muß mir jedoch hier versagen, noch näher auf diesen interessanten Gegenstand einzugehn.

Dafür sei zum Schlusse noch eine Frage allgemeiner Art berührt, nämlich die nach dem Werte einer Kenntnis der Gaunersprache. Die ältern Schriftsteller haben solcher Kenntnis nicht nur fast einstimmig eine hervorragende praktische Bedeutung für alle an der Strafrechtspflege beteiligten Beamten und Behörden beigelegt, sondern auch mehrfach noch betont, daß für Reisende, Kaufleute, Wirthe, ja in gewissem Umfange sogar für jedermann eine nähere Bekanntschaft mit dem Rotwelsch Nutzen bringe, denn jeder könne z. B. einmal genötigt sein, in „Räuberherbergen“ zu übernachten, wo ihn dann seine Gelehrsamkeit in den Stand setzen würde, etwaige gegen sein Leben oder seine Börse geschmiedete Komplotte zu vereteln

(so besonders noch der Gießener von Grolmann). Bei unsern jetzigen, gänzlich veränderten Verhältnissen des Reiseverkehrs und des Gasthauswesens sind solche Fälle wohl kaum noch ernstlich in Betracht zu ziehen, aber auch über den Wert rotwelscher Sprachkenntnisse für den praktischen Juristen denkt man in der Gegenwart viel skeptischer als früher. Schon Avé-Lallemant hat es als eine Legende bezeichnet, daß sich das Gesicht auch des verhärtetsten Gauners geradezu verkläre, sobald der Richter in sein Verhör einige rotwelsche Vokabeln einsetzte, und daß man auf diese Weise dann leichter Geständnisse erreichen könne; er warnt vielmehr die Kriminalisten davor, mit solchen Kenntnissen allzu sehr zu kokettieren, da der ihnen auf diesem Gebiete doch meist bedeutend überlegene Gauner sie nur zu leicht ad absurdum führen könne. Ziemlich gering schlägt im ganzen neuerdings auch Professor Groß den Wert von Kenntnissen in der Gaunersprache für den Richter, namentlich den Untersuchungsrichter an. Er gibt nämlich nur zu, daß es einmal für den modernen Strafrichter notwendig sei, um das innerste Seelenleben des Verbrechers nach Möglichkeit zu erforschen und richtig zu beurteilen, auch dessen besondere Sprache zu beherrschen, sodann weiter, daß Kenntnisse im Rotwelsch immerhin zuweilen auch eine gewisse praktische Bedeutung gewinnen können, so z. B. für das Auffangen von Korrespondenzen, die etwa in diesem Idiom geführt sind, oder für das Belauschen von Gesprächen Verhafteter untereinander oder mit andern Personen, wie bei Konfrontationen usw. Daraus sieht man aber zugleich, daß es — fast noch mehr als für den Richter — auch für die Polizei- und Sicherheitsbeamten, die Gendarmerie und das Gefängnispersonal von Wichtigkeit ist, die Rede-weise der Gauner genau zu verstehen — ein Umstand, auf den schon ältere Schriftsteller, wie von Grolmann u. a., mit Recht Gewicht gelegt haben.

In ganz anderer Richtung liegt natürlich der Wert einer Beschäftigung mit dem Rotwelsch für den Philologen. In dieser Beziehung ist zunächst schon die wohl nicht zu leugnende Tatsache von Bedeutung, daß unter den Gaunern im großen ganzen der Gebrauch ihrer Geheimsprache im Rückgange und das noch benutzte Wortmaterial in fortwährender Veränderung begriffen ist, sodaß man schon deshalb nicht säumen sollte, den augenblicklichen Bestand dieser Sprachart wissenschaftlich zu untersuchen.

Das Rotwelsch ist aber noch keine tote, sondern eine lebende Sprache, die ihren Einfluß weit über die Kreise des eigentlichen Gaunertums hinaus erstreckt hat. Erst der allerneuesten Zeit blieb es vorbehalten, festzustellen, daß es nicht nur einzelne sozusagen halb rotwelsche Geheimsprachen (wie den Hallischen „Latscherchmus“ und das „Mattenenglisch“ der Berner Schüler) gibt, die noch in praktischem Gebrauche sind, sondern daß auch eine ganze Reihe ebenfalls lebender Händler- oder Hausierer-sprachen (Krämerlatein) in Deutschland vorhanden ist (wie z. B. das Pleißler oder Pleißner der Killertäler im Hohenzollernschen, das Schlausmen der Sauerländer, die nordwestfälische Töttensprache [auch Bargunisch oder Humpisch] und namentlich der sogenannte Hennefe Fleck oder Flied [d. h. die schöne Sprache] von Breyell in der Rheinprovinz nahe bei der holländischen Grenze), die eine so große Ähnlichkeit mit dem Rotwelsch haben, daß Kluge geradezu die Vermutung ausgesprochen hat, sie seien schon ebenso alt wie die Gaunersprache selbst. Enthält doch schon der Liber Vagatorum eine Warnung vor den — auch nicht betrügerischen — Hausierern, von denen man „nüt guts“ kaufe (vergl. auch den niederländ. Ausdruck kraomerslatijn oder coopmanslatijn, das englische pedlars french und das böhmische kramarka rec für die Gaunersprache). Ohne eine genaue Bekanntschaft mit dem Rotwelsch lassen sich also jedenfalls diese zum Teil höchst interessanten Spracharten nicht näher erforschen. Die Beschäftigung mit den Standesprachen ist aber für den Sprachgelehrten bekanntlich nicht Selbstzweck, sondern soll nur zu dem Nachweise dienen, in welcher Weise sie auf die Ausgestaltung des Wortschatzes unsrer Gemeinsprache eingewirkt haben. Dabei finden wir nun gerade die Gaunersprache selbst wieder ganz besonders stark beteiligt.

Denn es vergeht fast kein Tag, wo wir — wenn auch freilich meist unbewußt — Wörter rotwelschen Ursprungs in den Mund nehmen. Da ist zunächst die große Masse der jüdisch-deutschen Ausdrücke, die in unsre Muttersprache nur zum kleinern Teil unmittelbar durch die Juden selbst, zum größern Teil entweder durch die Vermittlung der christlichen Kirche oder durch die Studenten und durch das Gaunertum eingebracht sind und hier Bürgerrecht erworben haben. Eine kleine Blütenlese solcher Bestandteile unsrer täglichen Redeweise, die sämtlich auch in den Wörterbüchern der Gauner- oder Kundenprache vorkommen, wird dies veranschaulichen. Nicht mehr bloß der Dieb kann heutzutage Ort und Zeit des Stehlens, sondern jedermann kann eine günstige Gelegenheit für etwas „ausbaldowern.“ Ein junger Bursche pflegt, auch wenn er ein Christ ist, des Sonntags mit seiner „Kalle“ (Braut, Mädchen) spazieren zu gehn; ist er aber ein Jude, so hat er jetzt ein(e) „Schicksel“ — sonderbarerweise, da dieses Wort (rotwelsch meist „Schicksel“, „Schicks“, vergl. Dappel- oder Tippelschicksel, Mädchen auf der Wanderschaft, Genossin des „Kunden“) von den Juden gerade umgekehrt nur für Christenmädchen (schikzah; vgl. schekez, Christenknabe) gebraucht wurde, und im Hebräischen (schikkáz) ursprünglich soviel wie Greuel, Abscheu bedeutet hat. Auch der christliche Kaufmann vermag jetzt zu „schachern“ oder „Schacher zu treiben,“ und geht es dabei etwa nicht ganz „koscher“ zu, so kann er vom Gerichte „verknagt“ werden. Denn auch dieser scheinbar so recht urdeutsche Kraftausdruck geht auf ein rotwelsches „Inasten“ oder „Inassen,“ strafen, „Knaß“ oder „Knaßt,“ Strafe, Geldstrafe zurück, das wieder mit dem jüdischen konas, bestrafen zusammenhängt. Verliert der Geschäftsmann durch ein „Schlamassel“ sein „Moos“ oder seinen „Kies,“ so kommt er — samt seiner ganzen „Mischpoche“ (Familie, Anhang) — in den „Dalles“ (Geldmangel, Armut, Verderben; wohl aus hebr. dallal oder talith), es geht ihm dann „mies,“ er muß sich „schofel“ kleiden, ja schließlich macht er gar „Pleite“ (jüd. pletto, eigentl. Flucht, dann Bankrott, zu polat entwischen) und geht „kapores,“ d. h. zugrunde (aus hebr. kapparáh, eigentl. Sühnopfer). Wer viel über sein Mißgeschick jammert, der macht ein „Geseires,“ wer albernes Zeug schwätzt, „schmust,“ „dibbert“ oder „debbert,“ der ist ein „Schaute“ oder „Schote“ (d. h. Narr, dann auch schlaffer, charakterloser Mensch) oder ein „Kaffer“ (eigentl. Bauer, Mann, von Kaff, hebr. káfár, Dorf), dem man den guten Rat gibt, keinen „Stuß“ zu reden, oder die Frage vorlegt, ob er vielleicht „schicker“ („beschiedert“ oder „angeschiedert“), d. h. betrunken, oder gar „meschugge,“ verrückt sei.

Ähnlich ist es einzelnen Fremdwörtern aus andern Sprachen (wie aus dem Slawischen: Raschemme, Kneipe, und Pachulke, Pachulke für ungeschlachtet Mensch, rotw. bes. = der Strafgefangne, der in der Anstalt Hausarbeit versteht, vom tschech. pacholek, Bursche, Knecht), namentlich aber solchen rotwelschen Formen ergangen, die vielleicht (wie Pracher, rotw. = Bettler, und Ramsch = Wausch und Bogen) oder sicher deutschen Ursprungs sind. Aus dem einheimischen Wortbestand unsrer Gaunersprache stammt z. B. der „Stromer,“ der mit seinem „Ranzen“ auf dem Rücken des Weges daherzieht und es auch wohl nicht verschmäht, gelegentlich etwas zu „langen,“ zu „klemmen“ oder zu „schießen,“ der „Bauernfänger,“ der im Kartenspiele die Gimpel rupft oder „beschuppt“ (vergl. „Freischupper“), der „Schnorrer“ und der „Hochstapler,“ der „Schwindler,“ der uns „Schund“ statt guter Ware verkauft, und der „Massauer,“ der den Wirt prellt, weil er weder „blechen“ kann noch „pumpen“ will. Auch wenn wir etwa einen Kellnerlehrling mit „Stift“ anrufen oder ihn sonst „foppen,“ schales Bier, das er uns vorsetzt, als „Plempel“ oder einen herben Wein als „Säuerling“ (= Eßig) bezeichnen, so drücken wir uns eigentlich rotwelsch aus. Wie manche aus der Gaunersprache entlehnte Wörter dürften vollends noch zu entdecken sein, wenn man die sog. „Zbiotika“ einzelner Gegenden oder Städte daraufhin einmal genauer durchmusterte. In Braunschweig und in Hannover kann man z. B. noch jemand „mackeln,“ d. h. prügeln (vom jüd. makko, Schlag), und in ganz

Norddeutschland jemand „pisacken,“ d. h. quälen, peinigen (rotw. spezieller: knebeln, binden, überwältigen; Etymologie [aus dem Hebr., Deutschen oder dem Englischen: beseeke; altengl. biseke] noch bestritten); in einzelnen Gegenden der Schweiz kennt man noch das Zeitwort „schlumen“ für schlafen (verwandt mit dem niederd. schlummern), in Süddeutschland vielfach „schwanzeln“ (schwänzen) für gehen, „linzen“ (linsen) für sehen, horchen. Auch „acheln“ für essen, „gansen“ oder „janfen“ für stehlen, „tippeln“ für gehen, „menckeln“ für essen, „Kawrusche“ (Kabrüge) für Gesellschaft, „Kluft“ für Kleid, Anzug, „Krone“ für Frau, „Muschel“ oder „Mosche“ für Mädchen, „Poscher“ oder „Boscher“ für Groschen, „Rittchen“ für Gefängnis u. a. m. sind heute noch hier und da verbreitete alte Gaunerwörter. Wie stolz ist der Berliner auf die von ihm erfundene Bezeichnung „Bibber“ für den geleeartigen Pudding (von nhd. bibbern, bibern, bebbieren, bebern = beben, zittern, frieren) oder der Bewohner der Kaiserstadt an der blauen Donau auf die dort zuerst in Aufnahme gekommenen, jetzt allgemein gebrauchte Wörter „radeln“ und „Radler,“ und doch klingen auch diese Neubildungen stark an einst viel gebrauchte rotwelsche Wokabeln an.

Aber nicht bloß zahlreiche einzelne Wörter, auch manche ganze Redensart verdankt endlich unsre Muttersprache den Gaunern und ihrem Treiben, was man zum Teil freilich erst in neuerer Zeit herausgebracht hat. Kluge hat z. B. kürzlich nachgewiesen, daß die bekannte Umschreibung „jemand den roten Hahn aufs Dach setzen“ (oder „fliegen lassen“) für jemandes Haus in Brand setzen — die man seit Jakob Grimm meistens auf mythologische Vorstellungen vom Feuer als einem lebendigen Wesen zurückzuführen pflegte — mit den sogenannten Gaunerzinken, d. h. den Geheimzeichen der Gauner in Verbindung steht. Unter diesen, die öfter mit Röteln an Kirchen, Kapellen, einsamen Kreuzen und Straßenecken angebracht wurden, soll nämlich ein Hahn Brandstiftung bedeutet haben. Mit denselben Zeichen darf aber wohl auch die Redensart „jemand den Zinken stechen“ wenigstens in dem Sinne von „einem (heimlich) etwas zu verstehen geben,“ in Zusammenhang gebracht werden, während die (allerdings bestrittne) Zurückführung der noch immer volkstümlichen Wendung „Manschetten vor etwas haben“ (in der Bedeutung „sich vor etwas fürchten“) auf die Handschellen der Verurteilten in dem Vorkommen des Wortes Manschetten in demselben Sinne in der Gaunersprache wenigstens eine nicht unwesentliche Unterstützung erfährt. Schon länger war es bekannt, daß es sich in der zuerst bei den Studenten aufgekommenen Redensart „Moses und die Propheten haben“ für: über Geld verfügen um ein Wortspiel handelt, in dem „Moses“ (anfänglich noch Neutrum) aus dem gaunerischen „Moos“ (= Geld) gemacht ist. Dasselbe Wort steckt aber auch in dem sonderbaren „wissen, wo Barthel Most holt.“ Da nämlich die Redensart „ins Dorf gehn und Moos holen“ für: in den Geldbeutel („Dorf,“ „Torf“) greifen und stehlen mehrfach in rotwelschen Wörtersammlungen bezeugt ist, so braucht man nur noch den „Barthel“ nicht sowohl als Eigennamen (obgleich er unter den Gaunern nicht gerade selten gewesen ist), sondern als eine Abkürzung des jüdisch-deutschen „Schaberbarthel“ (Stemm- oder Brecheisen) aufzufassen, damit die Wendung nichts Rätselhaftes mehr an sich hat. Und solche Erklärungen scheinbarer Rätsel in unsrer Sprache gibt es gewiß noch viele.

So sehen wir denn, daß eine Bekanntschaft mit der Gaunersprache auch dem Philologen in verschiedenen Richtungen hin als ein willkommenes Hilfsmittel seiner Studien dienen kann. Wenn uns auch der zweite Band des Klugeschen Unternehmens erst beschert ist und dann endlich einmal die vielen Hypothesen beseitigt, die Streitfragen, die zurzeit das Studium des Rotwelsch noch erschweren, in wissenschaftlich-kritischer Weise entschieden sind, dann werden es gewiß auch unsre Germanisten nicht an Eifer fehlen lassen, sich dieses Werkes als einer wertvollen Handhabe bei der Erforschung unsers Wortschatzes zu bedienen. Die deutsche Gaunersprache wird dann aufhören, das Steckenpferd einiger juristischer „Amateure“ zu sein, und gewürdigt werden als das, was sie von jeher gewesen ist: ein wichtiger,

zwar unlautern Zwecken entsprossener, mit manchem ausländischen Glitterwerke verbrämter, in seinem Innersten aber echt und kräftig gebliebener Zweig unsrer deutschen Volkssprache.



## Gräfin Susanna

Von Henry Harland

(Fortsetzung)

10



ie Schatten fielen lang, als Anthony und Adrian zusammen dem alten Schloß zuschlenderten.

Nun, Freund Ehrlich, begann Adrian, du hast sie ja jetzt getroffen, nun sprich dich aus und sag mir offen, wie sie dir gefällt.

Sie scheint ganz nett zu sein, erwiderte Anthony gelassen.

Ganz nett? rief Adrian in verächtlich mitleidigem Ton. Mein lieber Ungeheuer, laß dir sagen, daß sie ganz einfach die entzückendste Person ihres Geschlechts ist. Sie ist im Verhältnis zu andern Frauen das, was ein gewisser jemand — nun, ich will keine Namen nennen —, den ich bei Namen nennen könnte, im Verhältnis zu andern Männern ist. Und mit solchen Augen — he? Haben die Glanz? Sind die scharf? Sind die ehrlich? Sind die klug?

Ich nehme als erwiesen an, daß sie mit ihnen sehen kann.

Mit ihnen sehen! höhnte Adrian. Ich will dir sagen, was sie mit ihnen tut: sie kann um die Ecke damit sehen. Und dann diese entzückenden Ohren! Hast du ihre Ohren bemerkt?

Ich habe bemerkt, daß sie nicht ohne Ohren ist.

Nicht ohne Ohren! Ihre Ohren sind wie Lilien und Rosen! Nicht ohne Ohren, sagt er. Ich wette drei Groschen, daß der Mensch auch noch bestreitet, daß sie geschickt ist!

Sie scheint mir hinlänglich klug zu sein.

Klug! schnaubte Adrian und machte einen Luftsprung, der seine Verachtung für die Unzulänglichkeit dieses Ausdrucks dartun sollte. Klug ist nicht das rechte Wort für sie. Und dann, mit all ihren Jahren, ist sie nicht noch so jung? Sie haucht den frischen, erfrischenden Duft einer unverdorbenen Seele aus!

Ja, sie ist jung — für ihre Jahre, gab Anthony zu. Sag mal, weißt du eigentlich, woher sie kommt?

Ob ich das weiß? Ich denke wohl, daß ich das weiß! Vor mir hat sie kein Geheimnis. Sie stammt aus einer Westmorelandfamilie, aber sie lebt in Kenfington. Sie ist Eigentümerin eines der hübschen alten Häuser am Kenfingtonplatz. Numero Neunundneunzig Kenfingtonplatz. Und wenn ich wieder in die Stadt komme, darf ich nicht daran denken, in einen Gasthof zu gehn, sondern soll direkt nach Numero Neunundneunzig fahren, wo sie mich mit tausend Freuden empfangen wird. So lohnt es sich manchmal doch, liebenswürdig zu sein, siehst du.

Ich sehe! sagte Anthony.

Du siehst? Den Auckuck siehst du! Was siehst du denn? fragte Adrian und riß seine blauen Augen weit auf, als ob er auch etwas sehen wollte.

Daß du von Miß Sandus plapperst, sagte Anthony.

Adrian blieb stehn und streckte seine Arme flehend gen Himmel.

Ich siehe zu allen Chören der Cherubim und Seraphim! rief er; ich siehe sie an, ihr Singen einen Augenblick einzustellen und hier Zeuge zu sein. Er sieht,